

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 77 (1951)
Heft: 12

Illustration: "Er liebt mich - er liebt mich nicht"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

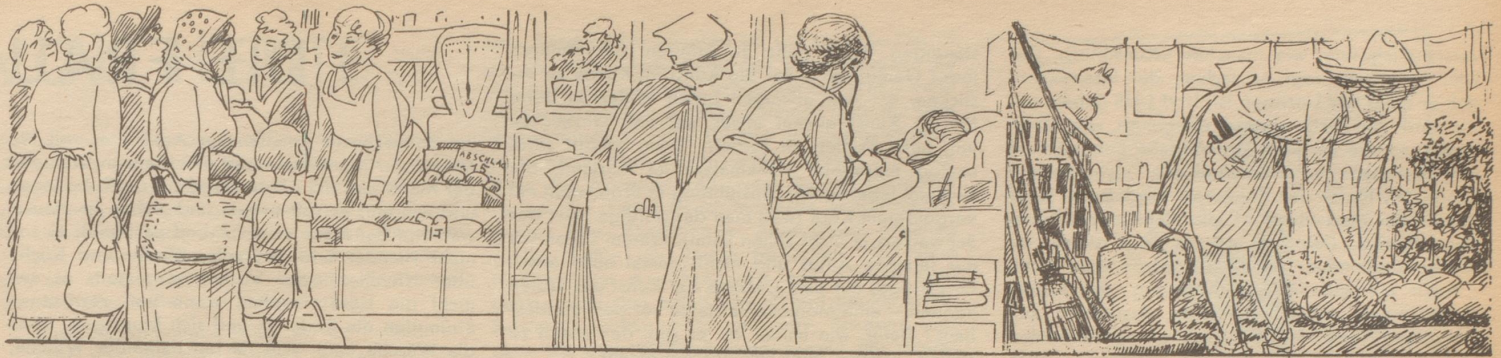
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE FRAU VON HEUTE

Rührung im Kino

Es ist schon so, die meisten von uns lassen sich mit Wonne gelegentlich so richtig zu Tränen rühren. Natürlich nicht die Männer. Die sind stählern. Die wissen nicht, was es heißt, einen Film, wie etwa «Tod auf dem Apfelbaum», mit durchweichtem Papiernastüchli, roten Augen, glänziger Nase und zufriedenen Herzen zu verlassen. Das mit dem zufriedenen Herzen kommt daher, daß wir für unser Eintrittsgeld wirklich einen ansehnlichen Gegenwert an Rührung gekauft haben. (Was uns ältere Semester angeht, so macht sich bei uns allerdings mit den Jahren eine gewisse Tendenz, für das Eintrittsgeld so richtig zu lachen, immer stärker geltend — woher diese Tendenz nun auch immer kommen möge.)

«Ich han halt die truurige Sache so gärn», ertönte es vor ein paar Jahren im «Cornichon». Und natürlich war es eine Frau, die also sprach.

Das haben wir, wie gesagt, alle gelegentlich, besonders, wenn es uns sonst gut geht.

Wenn im Film ein Kind stirbt, schnupft und schluchzt der ganze weibliche Teil des Publikums (ich selber natürlich inbegriffen) mit Genuß. Mit um so größerem Genuß, als das Kind ja nicht wirklich stirbt, und unsere eigenen Kinder gesund und munter sind. Als kürzlich im Theater, in «Chéri», die alternde Frau ihren jungen Liebhaber — ach! den letzten! — an seine junge Frau abtreten mußte, da wurde so gewaltig geschluchzt, daß man froh sein mußte, die Schauspieler überhaupt noch zu hören. Es wurde geschluchzt und geschnupft, obwohl — oder vielleicht weil — wahrscheinlich sehr wenige unter den Zuschauerinnen alternde Frauen mit jungen Liebhabern waren.

Das ist es wohl: was man so richtig genießt und beschluchzt, ist das fremde, traurige Geschick, das konstruierte und gespielte — natürlich gut gespielte — traurige Geschehen, und die daraus resultierende synthetische Rührung. Und mir scheint, je weniger das traurige Geschehen da vorne mit uns selber zu tun hat, desto unbehinderter können wir es genießen, können wir mit dem Gedanken spielen, daß es uns selber zustoßen könnte, mit der beruhigenden Gewißheit im Hintergrunde, daß es uns nicht zustoßen wird.

Merkwürdigerweise wirken die Klassiker nicht auf unsere Tränendrüsen. Nie hört man Schnupfen im «Egmont», in der «Maria Stuart», in «Macbeth». Die Klassiker sind in einem allgemein gültigen, und deshalb entpersönlichten, Sinne tragisch. Sie sind nicht truurig. Und es sind die truurigen Sachen, die uns berühren. Man weint, weil eine schöne Frau im Film ein trauriges Schicksal erleidet, oder weil ein herziges Meiteli Lungenentzündung bekommt. Man weint nicht über die Hinrichtung des Egmont.

Noch etwas aus dem Rührungssektor ist uns aufgefallen:

Wenn in den Aktualitäten, den leider wahren, die koreanischen Kinder mit ihren schönen, schwar-

zen Schlitzäuglein und ihren weichen, traurigen Gesichtern obdachlos und gehetzt in der eisigen Kälte herumirren, dann tritt im Zuschauerraum kein einziges Taschentuch in Funktion. — Und wenn man uns zeigt, wie die Toten und Verletzten in den Lawinengebieten aus dem Schnee gegraben und mit Tüchern verhüllt davongetragen werden, oder wenn vor uns das zur Maske erstarrte Gesicht eines Mannes oder einer Frau ersteht, denen ein einziger, kurzer Augenblick alles genommen hat, Familie, Haus und Habe, alles, was das Leben bedeutete, dann hört man keinen einzigen Schnupfer oder Schluchzer im Publikum. Es wird ganz still im Zuschauerraum. Für «Gerührtheit» ist da kein Platz. Was da vor sich geht, ist nicht das Werk eines geschickten Autors, zusammen mit einem guten Regisseur und tüchtigen Schauspielern. Es ist nicht herrliche, genußreiche Theaterkritik. Was man uns da zeigt, ist Leben und Tod, ist Wirklichkeit, unerbitliche, furchtbare Wirklichkeit, die ihren Gang geht ohne sich um Wirkung und Resonanz zu bemühen.

Darum reagiert wohl hier auch etwas Anderes, Leiseres, Allgemeineres, als unsere persönliche Sentimentalität, etwas, wofür das Nastuch nicht das Symbol bildet.

Auch in Gian Carlo Menottis «Konsul» wurde nicht geschnupft. Es gab weder glänzige Nasen, noch

durchweichte Tüchlein. Man war tief erschüttert, aber nicht «gerührt». Weil der «Konsul» ein Stück Wirklichkeit ist, ein Dokument, eine furchtbare «Aktualität».

Das menschliche Herz ist ein komplizierter Mechanismus. Bethli.

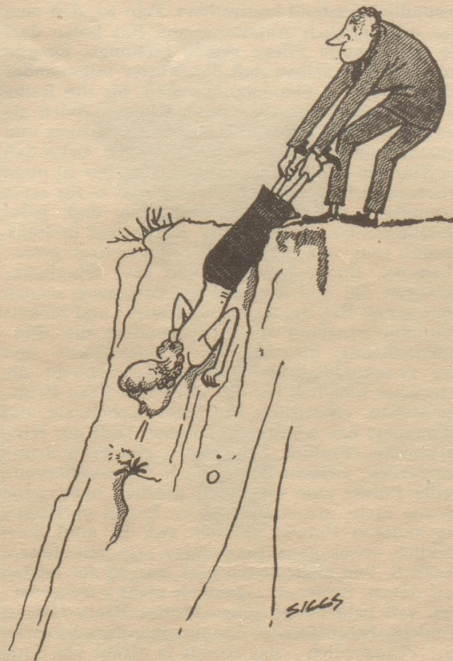
Dem Stifter zweier Statuen zum Danke

(Betrifft Bö's zwei Denkmäler in Nr. 3)

Endlich steht er würdig da, der Mann Helveticus, an Stelle des unmodern gewordenen Frauenzimmers Helvetia, das auch auf Briefmarken in Gold und Silber hochgehört, dort heute nur noch ein Kapital darstellt. Helveticus steht wo er hingehört (und immer schon stand), auf dem Piedestal — als Repräsentant des Volkes aller Eidgenossen — bescheiden in seiner Art, doch selbstbewußt wie leicht erschreckt nach vorwärts blickend (eingedenk der Worte Gertrud Stauffachers: «Lueg doch ned immer hendersi»), anstatt zu schwanken, auf den Schweizerschild, den Vorfahren in siegreichem Kampfe trugen, sich stützend, um an ihm den Halt zu finden, dessen auch der Mann in heutiger Zeit so sehr bedarf.

Vortrefflich hat der Künstler es verstanden, in dieser Statue antiker Größe, in einer Figur allein, helvetisch Wesen aller Zeiten zu vereinigen, im Kopfe das Gesicht des modernen Schweizers — halb Bürokrat, halb kranzgekrönter Siegertyp — siegreich im Sport, wie einst die alten Eidgenossen auf dem Schlachtfeld. Figur und Haltung erinnern an Helvetiens alte Zeiten römisch überlegener Kultur. Die Hände, derb und klobig, oft patzig sich gebärdend, erinnern an die Ururväter der Höhlen des Wildkirchli, dem Typ der Troglodytenmenschen ähnlich, die in uns weiter leben, unkultiviert und urchig meistens dort, wo über Kultur, Gesittetheit und Geist die Urnatur auftrumpft und manchmal leicht betrunken grölt — sei es im Elsaß, in Wien oder im schönen Firenze. (Der andere Schweizer schämt sich, der das sieht.) In den Sandalen, ähnlich jenen der Antike, erkennen wir, ganz ähnlich, die anheimelnden Holzböden der Zeiten Wilhelm Tells, kurz — von Kopf zu Fuß ein typischer Helveticus — ein Standbild des volkstümlichen Eidgenossen. Ja selbst das Piedestal scheint einen geheimen, nationalen Sinn zu bergen, denn in der Trucke könnten ebenso ein Kegelspiel wie Jafkarten, Spieldecke, Kreide, Schiefertafel liegen, rasch zur Hand nach mühevollstem Tageslauf (das lange Stehen auf dem Sockel macht auch müde).

Nun haben wir — wie andere Völker ihre Könige und Marschälle — auch unser Nationaldenkmal, unsern Helden, zu dem wir am 1. August, dem Tage der Befreiung durch unseres Bundes Schwur, der «Freiheit» — ohne Anbefehl von oben, hinwallen können. Dem hochverehrten Meister Bö gebührt der Dank des Volkes, selbst jener, die von Kunst sonst weniger als nichts verstehen, denn so ein Mannvolk kann ihnen ja nicht fremd und un-



„Er liebt mich — er liebt mich nicht.“

Copyright by Punch